

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 20 (1916)

**Artikel:** Eine Grabrede  
**Autor:** Waldstetter, Ruth  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-573203>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Dr Schatte

Stand uf, Mariannli,  
Es taged im Land!  
Es ränkt scho äs Gfehrtli  
Um d' Husgadewand.

Großmuotter, ä, lömmi  
Au sy, won i bi!  
Es ploht mi vorusse  
Se hüntsch wie do dri.  
Und taged's as Schybli,  
Das ist i mir glych.  
Am Bett lyt ä Schatte  
Und beited uf mich.

Verwärd's, Mariannli!  
D' Wält will si uftuo.  
Und d' Sunne goht drüber  
Im guldige Schuoh.

Großmuotter, lönd d' Sunne  
Nu goh, Wäg und Stäg.

Si bringt mer my Schatte  
Jo doch nüd äwäg!  
I han ä im Gugguß  
Das erst Mol erlickt,  
Wo i' glait hend, my Gspüsli  
Heig diser zuognickt.

Stand uf, Mariannli,  
I d' Sunne chum gly!  
Es muoß jede Schatte  
Verschwyne det dri!

Großmuotter, si hät ä  
Im Ofelochtritt.  
Jez gwahri där Schatte  
All Gäng und all Schritt.  
Ist gester verschwine,  
Ist hüt wider cho.

Aer chunt eim vom Wiegli  
Is Chileloch no.

Meinrad Lienert, Zürich.

## Eine Grabrede.

Erzählung von Ruth Waldfetter, Bern.

In einer Friedhofskapelle am äußersten Ende der Stadt wurde an einem föhnigen Vormittag zu Ende Februar eine Totenfeier abgehalten. Um die kahlen, weißgetünchten Mauern blies der Wind, und durch die Spitzbogenfenster fielen abwechselnd grelle Sonnenstrahlen und Wolfens Schatten.

In der Kapelle befanden sich nur wenige Zuhörer. Auf der ersten Bank saß ein Bauer in mittleren Jahren mit seiner Frau. Er hatte ein ehrbares und strenges Dorfschulzengesicht und trug saubere, sonntägliche Halbleinkleidung. Er hielt die Finger über dem Griff seines gedrehten Stocdes gefaltet, und sein Gesicht verriet

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

keinerlei Bewegung. Die Bäuerin neben ihm war ein kleines Weib mit geduldigem, mütterlichem Gesichtsausdruck und einer schon gebeugten Gestalt. Sie ruhte zurückgelehnt aus, die Hände in den Schoß gelegt. Auf den hintern Bänken saßen vier oder fünf Stadtleute aus den Arbeiter- und Bürgerkreisen, ein paar ältere Mädchen, deren Haltung und Gesichtsfarbe von ungesunder, abspannender Arbeit zeugte, und ein anständig, mit einer gewissen Würde gekleideter Mann, der in ein Taschenbuch Notizen schrieb und gelegentlich mit einem aufmerksamen Blick die bleichen Frauen betrachtete, wie ein Mensch, der berufs- und gewohnheitsmäßig jedem ihm Begegnenden und seinen Verhältnissen Interesse entgegenbringt. Vielleicht war es ein Armenpfleger, ein städtischer Vormund oder einfach ein Freund des Pfarrers. Abseits, im Pfarrstuhl, saß eine alte Dame in guter schwarzer Kleidung mit weißem Haar; das mochte die Mutter des Redners sein, der nun die Kanzel betrat. Der Pfarrer war ein junger Mann, und seine Jugend sprach so überzeugend aus der schlanken Gestalt, aus dem mageren weißen Nacken und aus dem schmalen Gesicht, daß sie seiner ganzen Erscheinung einen Reiz verlieh, den der fanatische Ernst der Gesichtszüge und Augen durch seine Gegensätzlichkeit nur erhöhte. Er schien einer jener vom Geist getriebenen Menschen zu sein, welche die Großstadt dann und wann auswirft, wie ein kranker Organismus, der das Gegengift für sein Uebel hervorbringt. Sie scheinen geboren aus dem Wunsch der Tausende und Zehntausende nach dem Erretter, und sie nehmen instinktiv das Wissen dessen voraus, was andere in der Not eines langen Lebens an Leiden erfahren und an Erkenntnis errungen haben.

Der Pfarrer schritt energisch die Stufen zur Kanzel hinan, den Kopf gesenkt und der Versammlung das scharfe Profil zukehrend. Dann, in einem kurzen Augenblick der Sammlung, schien er sich ganz in seine Gedanken zurückzuziehen. Darauf hob er den Kopf, atmete tief und musterte mit starkem, dunkeln Blick seine Zuhörer. Der Bauer und seine Frau betrachteten ihn mit ruhigen Augen; sie hatten erfah-

ren, daß dies ein Sozialist war, daß er sich jedoch mit seiner Partei überworfen hatte. Sie wußten aber nicht, daß ihm bereits wegen seiner ungewöhnlichen Reden die Entsetzung vom Amt angekündigt war. Ohne sich aufzuregen, wunderten sie sich, daß ein Pfarrer so aussehen konnte wie dieser da; es fehlte ihnen etwas an ihm, vielleicht der gepflegte Vollbart, die goldene Brille, der besetzte Leibesumfang, die sie an den Pfarrherren von zu Hause zu sehen gewohnt waren. Doch schenkten sie ihm die Aufmerksamkeit, die sein Amt und seine Würde nach ihrem Ermessen beanspruchten.

Mit den andern Zuhörern hatte sich beim ersten forschenden Blick des Pfarrers die geistige Verbindung hergestellt. Die bleichen alten Mädchen, die wohl bereits in seiner Gefolgschaft standen, lasen ihm die Worte von den Lippen ab; der Mann lauschte in sich gefehrt, den Kopf tief gesenkt. Die Mutter schien während der ganzen Rede in sich hinein zu blicken, dorthin, wo sie den Glauben an den Sohn und die Verehrung für ihn bewahrte. Der Prediger redete zu den Hörern auf den hintern Bänken und durch sie vielleicht zu einer ganzen großen Gemeinde, die er um sie lebend wußte, um diese Existenzen der Stadt, des denkenden Chaos, aus dem sich die Entwicklung in schmerzlichen Wirren gebiert. Die beiden Bauern sah er nicht an, als er den ersten harten Satz über sie hinwegschleuderte, welcher der Frau wie ein Schlag ins Gesicht die Tränen in die Augen trieb. Und was er dann ausmalte, warm und lebhaft, als sei er selber dabei gewesen, eine Dorfkindheit, wie sie sein Städterherz sich sehnsüchtig ausdachte, das redete er über die beiden hinaus, als sähe er hinter ihnen die ganze Gemeinde der Städter, die seinen eigenen Landhunger teilten, denen bei seinen Worten warm und weit ums Herz werden mußte und die nun schon gewonnen waren zu begreifen, zu verzeihen, ihre eigenen Brutstätten der Not einer Schuld mehr anzulagen und das Kind vom Lande freizusprechen. Aber während er mit der unsichtbaren Gemeinde redete und rechtete, zog der Bauer sein rotgewürfeltes Taschentuch, dachte an die Kindheit, die der Pfarrer in so neuen Farben, aber nicht zu un-

recht schilderte, und bat seinem toten Geschwister in Treuen etwas ab.

„Meine Freunde,“ hatte der Pfarrer angefangen, „der Verstorbene, den wir heute bestatten, war ein Sträfling, ein Fehler, ein Armer, ein Krüppel, im Trunk auf der Gasse verendet. Meine Freunde, gebt mir eine halbe Stunde Zeit, um mit euch sein Leben zu betrachten, und wir werden in ihm unsern lieben und werten Bruder finden, dem wir in Demut die letzte Ehre erweisen wollen.“

Gottfried Amberger wurde vor ein- und vierzig Jahren auf dem Bauernhofe Bachmatt bei Ennetberg geboren. Er verlebte seine Jugend auf dem väterlichen Gute, das wie alle die sauberen alten Ennetberger Bauernhöfe an den Abhängen einer waldigen Boralpenfette liegt, über der die Schneeberge hervorleuchten. Wie alle Häuser im Ennetberger Tal hat auch die Bachmatt ihren schöngeschwungenen Giebel, von Nuß- und Birnbäumen beschattet, den sprudelnden Brunnen vorm Haus, der durch die hellen Frühlings- und Sommernächte unablässig murmelt und zu dem am frischen Morgen das Vieh trottet. Die Bachmatt hat überdies die Fenster voll leuchtender, bunter Geranien, einen Schwarm Tauben auf dem Dache, ein Bienenhaus und einen Hof voll glänzenden Federviehs. Da inmitten ist der kleine Amberger aufgewachsen, da ist er auf nackten braunen Beinen mit den Brüdern und Schwestern um die Wette gesprungen, da hat er an heißen Sommernachmittagen im kräftigen duftenden Alpengras gelegen, und im Winter ist er mit Pelzkappe und Fäustlingen angetan auf dem kleinen rotgemalten Schlitten talwärts zur Schule gesaußt ... Ich habe,“ fügte der Pfarrer in leiserem Tone ein, „diese Einzelheiten an einem der letzten Winterabende in einer kahlen Zelle aus dem Munde des lustigen, frischen Bauernjungen, der unterdessen ein vorzeitig gebeugter Mann geworden war, selber erfahren ... Als die Bachmatt Buben und Mädchen groß wurden, zog von den acht Geschwistern eins nach dem andern dem Erwerb nach hinaus; denn dem Brauche gemäß sollte der Jüngste den Hof erben, die andern mußten sich außerhalb eine Existenz gründen. Gottfried, der

zweitjüngste, blieb länger als die andern auf dem Hof. Man konnte dort seine kräftigen Hände wohl gebrauchen, und ihm selber war's, als gehörten er und die Bachmatt auf immer zueinander. Auch hatte er, so scheint es, von den Vätern altherbares und stolzes Bauernblut geerbt, das am freien Eigentum hängt, am alten Gut und Sitz, und das Bewußtsein nicht erträgt, ein Diener oder Geduldeter bei Fremden zu sein. Darum arbeitete Gottfried bis zu seinem sechsundzwanzigsten Jahr auf dem Hof, ohne Lohn, und schien ein guter Bauer zu werden. Erst als der Vater starb, die leidende Mutter ins Altenteil zog und der jüngste Bruder heiratete, wurde es dem ältern unbehaglich auf dem väterlichen Gut, das nun Bruder und Schwägerin gehörte und nach ihrem Sinn bewirtschaftet werden sollte. Ein Jahr nach des Bruders Heirat — denn bei dem Bauer Amberger reiften die Entschlüsse langsam — tat Gottfried seinen Willen kund, das Gut zu verlassen und mit Hilfe der kleinen Auszahlung, die ihm vom Hofe zustand, ein Handwerk zu erlernen, das seinen Meister ernähren könne, und sich später mit etwas Erspartem selbständig zu machen. Gottfried war kein junger Lehrling mehr; er stand in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre, als er Hufschmied wurde. Aber das machte ihm nichts aus; wenn er nur einst sein eigener Herr und Meister sein, ein Heim und Haus für sich selber haben und ein freies und ehrliches Dasein führen konnte wie Vater und Großvater, wenn auch nicht auf dem eigenen Hof, so doch in der eigenen Werkstatt. Amberger scheint nie daran gedacht zu haben, durch die Heirat mit einer reichen Bauernerbin einen Hof an sich zu bringen und sich auf diese bequeme Weise in die Fülle hineinzusetzen. Das Bemühen, allein auf sich selber zu stehen und von seiner redlichen Arbeit zu leben, das sich in seinem spätern Leben zeigt, wird ihm damals schon eigen gewesen sein. Und mit der Liebe mochte es ihm gehen wie manchem Bauernsohn, der spät zum Ernstmachen kommt und vielleicht gar nie, wenn nicht eine rührige Mutter oder ein schlaues Mädchen hinter ihm her ist.

Mehrere Jahre arbeitete Amberger als Lehrling und als Geselle in der Ennet-



berger Gegend. Dann zog er ins Ausland, um eine einträgliche Stelle anzutreten, wo er sich das noch Fehlende zur Gründung oder Uebernahme einer Schmiede zusammenzulegen hoffte. Er blieb dort drei Jahre lang, kam vorwärts und traf auch in der Stille die Wahl der künftigen Meistersfrau. Aber ein Unglückstag änderte alles. Eines Morgens, als der Geselle am Amboss stand, wurde ein halbseuendes Pferd hereingeführt, das beschlagen werden sollte. Noch ehe die Arbeit begonnen war, versetzte das Tier dem Schmied einen Hufschlag ans Bein, der ihn so unglücklich traf, daß er ihm die Kniegabel zertrümmerte. Amberger wurde in das kleine Krankenhaus des Ortes gebracht, und der Arzt, der kein gelernter Chirurg war, versuchte, das Bein des Gesellen zurechtzudoktern. Das gelang ihm aber nicht. Die Sache wurde schlimm; der Patient litt viel. Der Arzt fand, es wäre am kürzesten und einfachsten, den Kranken von seinem Bein zu befreien. Der Leidende lehnte sich dagegen auf mit aller Energie, die ihm geblieben war; aber die unerträglichen Schmerzen nahmen ihm schließlich die Kraft, sich zur Wehr zu setzen, und der Arzt schnitt drauf los und trennte das Bein von oben ab.

Die ganze Welt hat sich in jenen Tagen für den Schmied Amberger verändert. . . Meine Brüder, ich möchte, daß ihr in diesem Augenblick mitlittet an der Lebensangst unsres Bruders bis in die innerste Faser eures Herzens hinein — ihr würdet besser und weiser von hier weggehen. Wenn wir uns nur ein einzig Mal entschließen könnten, fremdes Leid durchzustoßen, als wäre es unser eigenes, wir träten ins Leben hinaus, bereit für die Aufgaben, die schon vorgezeichnet an unserm Pfade warten, vielleicht für morgen, vielleicht für späte Jahre. Wir würden sehend sein für die Gestalten am Wege, die unsre Liebe verlangen und die für unsre Unterlassungen in dieser Welt büßen, bis wir sie in einer andern Welt sühnen werden.

Unser Bruder genas langsam und traurig. Der staatlich diplomierte Verstümmelter hatte keine gute Arbeit gemacht und dem Patienten für damals und für später mehr Schmerzen und Behinderung aufgebürdet als nötig. Die schwer-

sten Stunden kamen für Amberger, als er wieder ausgehen durfte, als er sich seines Zustandes erst ganz bewußt wurde und der zu Boden gedrückte Lebensmut im geschwächten Körper sich nicht mehr erheben konnte. Der einzige Zukunftsgedanke, an den er sich hielt, hatte ihm sein gesunder Stolz, sein Blutserbthum, eingegeben. Er wollte, trotzdem ihn das Heimweh verzehrte, nicht in den jetzigen Verhältnissen in sein Dorf, zu seiner Verwandtschaft zurück. Es kam ihm vor, als würde sich ein solches Wiedersehen mit der Heimat vor die glückliche Jugenderinnerung schieben, in die er sich in Stunden der Beruhigung zurückzog, und er wollte nicht für immer eine schwache Hoffnung vernichten, die bei dem großen Zusammenbruch der Pläne und Aussichten in irgend einem Versteck in ihm unverseht geblieben war, die Hoffnung, seine Heimat doch als ein ganzer Mann wieder zu betreten.

Es trieb ihn aber auch von dem neuen Aufenthaltsort weg; er wollte dem jungen Weib aus den Augen, das er in der Stille für sich erwählt hatte. Mit den zunehmenden Kräften kam wieder der alte Wille zur ehrlich verdienten Freiheit, dem Stolz des Mannes, in ihm auf. Er mußte sein Leben neu aufbauen, auch die Ersparnisse von neuem häufen; denn er hatte sie in der langen Leidenszeit im fremden Lande, wo er keine Bürgervorrechte und keine Unfallrente genoß, fast aufgezehrt. Mit einem festen und bitteren Entschluß vertauschte der Hufschmied sein kräftiges Handwerk mit dem zahmen Stubenhocken eines Schneiders. Es ging lange, bis er im Gebiet der weiten Heimat, in das er zurückkehrte, einen willigen Meister fand, der ihn gegen ein Lehrgeld bei sich aufnahm, und noch viel langsamer, bis die rauen Hände des Bauers und Hufschmieds an die Handhabung von Nadel und Faden gewohnt waren. Er mußte endlich zu seiner Enttäuschung einsehen, daß er es in seinem neuen Handwerk zu keiner eigentlichen Fertigkeit brachte. Seine Hände blieben für die Schneiderei durch die grobe Arbeit verdorben, und er hatte nur den Willen, aber nicht die Freude zum Handwerk der stichelnden Finger und der krummen Rücken. Trotzdem blieb er bei der angefangenen Arbeit.

Und ich frage euch, meine Freunde, hat er nicht als Sproß eines guten, gesunden Stammes im besten, unverdorbenen Instinkt so gehandelt, wie Staat und Gesellschaft es sich nur wünschen konnten? Er hat sich wieder aus eigener Kraft zu einem nützlichen, selbständigen Glied der Volksgemeinschaft hinaufgearbeitet, er hat die volle menschliche Anpassungsfähigkeit und Energie in sich aufgeboten, um wieder ein ganzer Kerl, ein unabhängiger Mann zu sein. Wer unter uns war je so einsam und betroffen und so stark und schlicht im Wollen?

Sechs Jahre lang hat unser Bruder ohne Freude, aber mit festem Willen in seinem neuen Handwerk, gegen niedern Lohn, gearbeitet. Er scheint sich damals immer an den einen Gedanken und Wunsch gehalten zu haben, einmal, wenn er sich recht herausgemacht und ein schönes Stück Geld in der Tasche hätte, sich im Ennetberger Tal niederzulassen. Aber der Augenblick wollte offenbar nicht kommen, wo er sich innerlich und äußerlich gesichert und frei genug vorkam, um ohne Kränkung den Ort seiner Kindheit aufzusuchen. Ehe er so weit war, kam etwas anderes, das sein Leben aus den Angeln warf.

Der Krieg brach aus. Alle Arbeit stockte. Der Schneidermeister entließ seine Gesellen. Sie mußten sich da und dort ihren Taglohn zusammensuchen, als Straßenarbeiter, als Erntehelfer, als Botengänger; aber für den in seiner Beweglichkeit beeinträchtigten Amberger gab es diese Stellen nicht. Ihm blieb nichts anderes übrig als in die Stadt zu fahren, die er bis jetzt nicht gekannt hatte, die ihm unheimlich war, aber die vielleicht für eine Existenz wie er noch irgend eine Not- und Verlegenheitsarbeit zu vergeben hatte. Zuerst ging er den Schneidermeistern nach; doch da gab es für die seltenen freien Stellen übergenug rüstige Leute, die von Jugend auf beim Handwerk gewesen waren. Dann besuchte er täglich das Arbeitsamt, aber immer machte er die gleiche Erfahrung: der Markt war so überlaufen von gesunden, behenden Leuten, daß der schwerfällige Amberger für die Arbeitgeber gar nicht in Frage kam. Während dieser Suche in der Stadt aber sah er sein Ersparthes rasch dahinschwinden, und er

entschloß sich deshalb, auf eigene Faust etwas anzufangen. Als ihm zufällig angetragen wurde, ein Limonadenhäuschen zu mieten, dessen voriger Inhaber zum Militärdienst eingezogen worden war, nahm er den Vorschlag an und brachte zunächst seine Tage damit zu, in den warmen Frühherbstwochen den Durstigen Säfte und Apfelsinen zu verkaufen. Er erarbeitete damit nur eine kümmerliche Einnahme; er schlug nicht einmal alle Tage seinen Unterhalt und die Miete des Häuschens heraus; aber er hatte wenigstens ein ehrliches, selbständiges Durchkommen. Den Gedanken an die Rückkehr ins Ennetberger Tal tat er in jener Zeit ganz von sich, ja, die Vorstellung der Heimat bekam eine eigene, wachsende Bitterkeit für ihn. Er vertrug es nicht mehr, den Bachmatter Amberger von vor zwanzig Jahren mit dem heutigen Amberger zu vergleichen.

Als der Winter kam, richtete er in seinem Limonadenhäuschen eine Kastenrösterei ein. Er hatte so ziemlich den gleichen Ertrag wie im Sommer, aber um den herauszubekommen, mußte er seine kleine Bude statt bis um neun Uhr bis um elf offen halten; denn seine besten Abnehmer kamen abends nach Versammlungen und Theater, und wenn es so recht froh draußen, daß die Fußgänger von der bloßen Kälte Hunger kriegten, dann ging das Geschäft am besten. Amberger war früher ein kräftiger und stämmiger Kerl gewesen, den die Arbeit in frischer Luft und am Amboss abgehärtet hatte. Aber der langjährige Mangel an Bewegung und an Lebensfreude hatte seine Widerstandskraft vermindert. Er vertrug die kalten Winterabende nicht, die er in seinem luftigen Häuschen zubringen mußte, er erkältete sich, wurde krank und war genötigt, die kleine Bude zu schließen und einen Teil der Miete schuldig zu bleiben. Als er, noch schwach, von seiner Krankheit wieder aufstand, wurde ihm das Häuschen gekündet und eine kurze Zahlungsfrist gestellt. Aber Amberger hatte seine Ersparnisse von früher während den schlechten Zeiten und während seiner Arbeitsunfähigkeit aufgezehrt, und es kamen böse Tage für den halbkranken Mann. Er hat mir selber seinen Tageslauf erzählt. Spät stand er auf, Frühstück

gab's zu jener Zeit keines mehr für ihn. Dann trottete er durch die Stadt nach Arbeitsgelegenheit; selten fand er solche, zumeist wurde er abgewiesen, wo er sich auch meldete. Er habe auch nicht mehr gar püzig ausgesehen, sagte er mir mit einem kühlen Lachen, und der Amberger von früher würde sich selber nicht wiedererkennen haben, wenn er sich so angetroffen hätte. An Tagen, an denen er etwas verdiente, kaufte er sich zu Mittag frisches Brot und Käse; an schlechten Tagen — und diese waren in der Mehrzahl — suchte er sich in der Tischschublade und in den Hosentaschen die Krumen von gestern und vorgestern zusammen. Manchmal waren aber auch diese aufgeessen. Wenn er müde von seinen Wegen war, so legte er sich entweder in seiner kalten Kammer auf das Lager, deckte sich mit den Kleidern zu — denn ein ordentliches Bett konnte er nicht mehr bezahlen — und wartete auf die Nacht, oder er setzte sich in eine Pinte an den Ofen, wo ihn die Kellnerin, eine gutherzige Person, sitzen ließ, auch ohne daß er etwas verzehrte . . . Diese Pintenkellnerin, die ich später zu Gesicht bekommen habe, war die einzige, die einzige, meine Freunde, die dem Hungernden, so gut sie es verstand, eine Wohlthat erwies. Wo waren wir andern? Ist uns unser Bruder nicht auf seinen Gängen begegnet? Sehen wir nicht seinesgleichen alle Tage? O, meine Freunde, ich beschwöre euch: Gebt den einen Irrtum, den Ursprung alles Irrtums der Welt auf: die Meinung, wir lebten nicht in den andern, der andere lebe nicht in uns! Solange ihr nicht mit und in den andern fühlt, so lange ist euer Leben unnütz; solange nicht jeder von uns in diesem Sinne ein Christus wird, so lange gibt es für diese Welt kein Heil. Brächten wir uns doch nicht um das Beste in unserm Dasein, um das tausendfach bereicherte, das tausendfach gesteigerte Leben in und mit unsern Menschenbrüdern!

Das Lebensende unsres Freundes mit seinem letzten Konflikt ist rasch erzählt. Ich glaube, mir aus den Gerichtsverhandlungen und dem, was mir Ambergers Verteidiger und er selber mitgeteilt haben, das folgende Bild der Vorkommnisse mit einigem Anspruch auf Richtigkeit machen zu können. Die Zahlungsfrist für

die Miete der Verkaufsbude war verstrichen, ohne daß sich Amberger die Mittel zur Tilgung hatte erwerben können. An die Möglichkeit, sie sich durch irgend eine Art von Bettel zu verschaffen, scheint er nie gedacht zu haben. Seine spröde Natur erlaubte ihm nicht, sein Mißgeschick als einen Anspruch auf fremde Hilfe auszubeuten. Doch der Gedanke an den Termin quälte ihn, umsomehr, als er voraussah, daß ihn eine Schulden-geschichte sein Obdach, seine Schlafstelle kosten würde. Und diese war ihm, wie er gesagt haben soll, wichtiger als das Essen selbst; denn er fühlte sich noch immer halbfrank, und seit seinem Unfall hatte er Tage, an denen er überhaupt das Haus nicht verlassen konnte. Der Gedanke an die drohende Verschlimmerung seiner Verhältnisse, soweit eine solche noch möglich war, muß in seinem von wochenlangem Hunger endlich zermürbten Wesen nach und nach den Schrecken einer Angstvorstellung angenommen haben. Und obwohl er zweifellos ein schweigsamer, bedächtiger und selbstbeherrschter Mann war, kam es doch vor, daß er einmal gegen einen seiner Pintennachbarn, den man den langen Karl nannte, eine Andeutung über seine Sorge fallen ließ. Und leider war er an ein unsauberes Subjekt geraten. Am Abend vor dem Zahlungstermin, einem Markttag, saßen sie zu dreien in der Pinte, Amberger, der lange Karl und ein Unbekannter, augenscheinlich ein Bauer, der zu Markt gekommen war. Als dieser sich in stark angetrunkenem Zustand erhob, stand auch der lange Karl auf und sagte zu Amberger, er habe mit dem dort noch etwas auszumachen, eine alte Schuldsache, um die sich der reiche Kerl immer zu drücken wisse; diesmal halte er ihn aber fest. Der Mann müsse durch das dunkle Gäßchen hinter der Wirtschaft, um zu seinem Wagen zu kommen, und da wolle er ihm ein wenig Angst machen. Wenn ihm Amberger nur den Gefallen täte und sich an einen Platz stellte, den er ihm bezeichneter, und zusähe, daß ihm niemand dazwischen komme, so werde er ihm diesmal nicht ausknöpfen können. Es scheint, daß Amberger im voraus keine Belohnung in Geld versprochen wurde, daß der andere ihm aber als Entgelt in Aussicht stellte,



ihm mit seinen Geschäftskenntnissen zu dienen und seine Sache auf irgend eine Weise ins reine zu bringen. Amberger ist auf den Vorschlag eingegangen; ob im Bewußtsein dessen, was er tat, hat sich nicht klar herausgestellt ... Und wir, meine Brüder, die wir nie von wochenlangem Hunger entsittlicht waren, die wir nie im harten Winter für den Verlust unsres Obdachs bangten, die wir das Gefühl bitterer Abgesondertheit nicht kennen, mit dem ein körperlicher Schaden den Menschen beschwert, wir können wohl die Tat verurteilen, aber über den Täter steht uns kein Wort des Vorwurfs zu. Meine Freunde, wenn ihr einen Menschen kennt, der gehungert hat, gehungert wie unser Bruder bis zur Erschlaffung des Körpers und der Seele, so laßt euch diesen Zustand in allen Einzelheiten beschreiben, versucht, ihn in euerm Geiste nachzuerfahren, und in euerm künftigen Leben rufet euch in glücklichen und in schweren Stunden die Tatsache ins Gedächtnis: Es gibt Menschen, die hungern. Dann wird euer Leiden klein und euer Glück geläutert werden, und aus beiden wird sich die Tat lösen, die Wohl-Tat an euern Brüdern. Dann wird die Anklage, die sich aus dem Fehl unsres Bruders gegen uns erhebt, allmählich durch unsern guten Willen beschwichtigt werden.

Der lange Karl mußte seine Arbeit an dem Halbbetrunknen geschickt gemacht haben — er hat sich als ein vorbestrafter Taschendieb herausgestellt — und er bot Amberger, den er offenbar für weitere Verwendung zu binden hoffte, für seinen Dienst eine Summe von fünfundsanzig Franken an mit der Begründung, daß er über einen größern Posten mit dem Schuldner ins reine gekommen sei. Amberger sagte vor Gericht aus, daß er das Geld nur in Form eines Darlehens angenommen habe und weil er sich in großer Not befand, was im Hinblick auf seine ganze Lebensführung nicht angezweifelt werden kann. Er bezahlte auch seine Miete, bekam es aber nach einigen Tagen mit der Polizei zu tun, die dem Diebstahl des langen Karl nachforschte. Der Dieb leugnete; die Sache kam vor das Geschworenengericht. Dort, meine Freunde, habe ich vor sechs Tagen den Verstorbenen

zum ersten Mal gesehen. Er saß neben dem langen Karl, und was sogleich meine Aufmerksamkeit erweckte, war der Gegensatz zwischen ihm und dem andern Angeklagten. Der lange Karl war der richtige Gaunertypus, mit kahlem, gebuckeltem Schädel, einem langen, krausen roten Schnurrbart und einer knochigen Gestalt. Er trug billige Warenhauskleidung, flott, aber unsolid. Seine grauen listigen Augen wanderten unablässig hin und her, vom Richter zu den Geschworenen, von den Geschworenen zum Staatsanwalt. Er leugnete in weinerlich anklagendem Ton, aber in frecher, oft witziger Rede. Neben ihm saß ein mittelgroßer, kräftig gebauter Mann mit einem Stelzfuß. Seine Kleidung glich der eines Arbeiters am Sonntag; sie war aus grobem, solidem Stoff, geflickt, aber sauber. Seine Haltung war ruhig und bedächtig. Er sagte kein Wort mehr als nötig und zeigte dem Richter gegenüber eine natürliche Ehrerbietung. Er blieb bei seiner ersten Aussage, daß er von den wahren Absichten des langen Karl nichts gewußt habe, daß ihm kein Geld im voraus versprochen worden sei, daß er die Summe nur als Darlehen und in der Not angenommen habe. Einmal, als der Richter mit einem scharfen Blick in sein Gesicht zu ihm sagte: „Ich appelliere an Ihre Vernunft, Amberger: Ist Ihnen wirklich bei der Proposition des Angeklagten, für ihn Posten zu stehen, gar nichts aufgefallen? Haben Sie sich keine Gedanken darüber gemacht?“ da senkte der Mann den Kopf, bedachte sich längere Zeit und antwortete dann mit leiser Stimme ausdruckslos, als wiederholte er etwas Vorgesagtes: „Es ist mir nichts aufgefallen.“

Ich habe mich später, nach der Rede des Staatsanwalts, an diesen Augenblick erinnert und war überzeugt, daß Amberger allerdings ein Mitwissen leugnete, wenn es auch nur in einer schnell unterdrückten Vermutung bestand. Die Annahme einer bewußten Hilfe zum Diebstahl lag nahe; daran konnte auch Ambergers bisherige tadellose Lebensführung, auch das gute Zeugnis der Pintenkellnerin über sein Betragen in letzter Zeit nichts ändern. Und nach dem Buchstaben des Gesetzes allein mußte diese Annahme zu einer Verurteilung führen.



Meine Freunde, die Männer, welche die Verhandlung leiteten und die das Urteil fällten, haben mir den Eindruck von ehrlichen und wohlmeinenden Menschen gemacht. Nur ein kleines Vorkommnis setzte mich in Erstaunen: Nachdem Ambergers Verteidiger in knappen Worten das Leben des Angeklagten geschildert hatte, das ich Ihnen heute erzählt habe, antwortete ihm der Staatsanwalt im Tone eines Vorwurfs, er suche für seinen Klienten Mitleid zu erwecken, was der Verteidiger — augenscheinlich ein ernster, wohlzogener junger Mann — entschieden zurückwies mit den Worten, er habe nur Tatsachen gegeben. Ich aber habe mich gefragt, ob wir denn Götter seien und ob unsre Erkenntnis des Rechts eine göttliche sei, daß wir ohne jenes Mittel, das die Ahnung einer höhern und bessern Gerechtigkeit in uns ist, ohne das Mitleid auskommen sollen!

Amberger wurde verurteilt, wenn auch nur zu einigen Tagen Gefängnis. Und ich, meine Brüder, ich habe mich des Mitleids schuldig gemacht, als ich nach dem Urteilspruch den sauber gekleideten, bedächtigen Mann, der den Ausdruck seiner Erregung bezwang und dem nur die Unterlippe heftig zitterte, zwischen zwei Schutzleuten, mit denen er auf seinem schlechten Ersatzbein mühsam Schritt zu halten suchte, den Saal verlassen sah.

Durch die Vermittlung des Verteidigers, von dem ich noch allerlei über Ambergers Leben erfuhr, erlangte ich am folgenden Tag Einlaß in seine Zelle...

Hier stockte der Prediger, stützte sich mit beiden Händen auf den Kanzelrand und sah nachdenklich vor sich nieder. Leiser fuhr er fort: „Meine Brüder, ich darf es hier eingestehen: es gibt für einen Seelsorger, der an Jahren, an Erfahrung, an ausgestandener Lebensnot ein kleineres Maß als die meisten seiner Pfarrkinder besitzt, Augenblicke, in denen er sich den allereinfachsten und nächstliegenden Aufgaben nicht gewachsen fühlt. Eine solche war mir der Besuch in Ambergers Gefängniszelle, bei einem Manne, der mir an bitterer Lebenserfahrung weit überlegen war und den ich in demütigenden Umständen sehen sollte. Und doch zog es mich mit ganzer Kraft dorthin. Es schien mir

so wohl möglich und erreichbar, diesem Mann, der erst einen einzigen und nur halb bewußten Schritt auf einer schiefen Bahn getan hatte, der aber auch von aller Hilfe, aller Freundschaft entblößt gewesen war, durch ein wenig an Rat und Tat wieder aufzuhelfen!

Meine Unterredung mit ihm ließ sich zunächst günstig an. Sobald die erste Unsicherheit beiderseits überwunden war, hatte ich Gelegenheit, jenen schlichten Anstand und die selbstverständliche Würde der Formen, wie sie unsern Bauern eigen ist, an ihm zu bemerken. Er bot mir mit natürlicher Höflichkeit den einzigen Stuhl der Zelle an, während er sich auf die Bettstatt niederließ. Für mein Kommen dankte er mir gleichmütig, ohne Ueberschwang, und nicht anders, als hätte ich ihn in seinem Heim besucht. Aber was sich im Verlauf unsrer Unterredung fast ebenso unüberwindlich vor meine Pläne stellte wie Mißtrauen oder Widerstand, war eine gewisse bedrückte Zurückhaltung in Ambergers Wesen. Während ich allerlei Einzelheiten seines Lebens aus ihm herausfragte und für die Zukunft diesen und jenen Plan mit ihm zu erörtern versuchte, schien Amberger, obwohl er mir keine Zukunft schuldig blieb, mit seinen Gedanken anderswo zu sein. Es war, als hätten die Einsamkeit, das Leiden und die alltägliche Not, die der freie Bauer im Bewußtsein der Unverschuldetheit ebenso stolz und verschlossen getragen hatte wie irgend ein anderer, unabhängig Geborener, es war, als hätten diese Lebensumstände den Menschen abgesondert, der Mitteilung an andere entwöhnt, sodaß jede Annäherung an einer nicht unfreundlichen, auch nicht gewollten, sondern instinktiven Zurückhaltung abprallte. Seine verschlossenen, wenn auch nicht harten, abgezehrten Gesichtszüge, die fast ohne Mienenspiel waren, und seine schweigsame, in sich zurückgezogene Art gaben seinem Wesen eine Undurchdringlichkeit, die umso stärker wirkte, als sie ganz unabsichtlich war. Hinter ihr konnten sich die verschiedensten Seelenzustände bergen oder auch nur eine durch das lange Hungern erzeugte körperliche Schwäche und Mattigkeit. Ich habe jetzt allerdings Grund anzunehmen, daß es eine mehr als nur körperliche Zerfallen-

heit war, die Amberger gleichsam in einem müden Erstaunen in sich selbst und von sich auf die Welt blicken ließ.

Um ihm nicht lästig zu werden und doch meine Pläne mit ihm nicht aufzugeben, sagte ich mich für den Morgen nach seiner Freilassung bei ihm an. Er erwiderte beiläufig, daß seine Schlafstelle jedenfalls inzwischen an einen andern Mieter vergeben worden sei. Als ich ihm aber mitteilte, daß sie ihm im Gegenteil für den nächsten Monat gesichert bleiben sollte, glomm auf einen Augenblick etwas Ueberraschung und Interesse in seinem Blick auf. Das wäre ihm lieb, sagte er, und er fügte, zu sich selber redend, bei, er hoffe sie auch halten zu können. Das war der einzige Zukunftsplan, den er äußerte.

An dem festgesetzten Morgen begab ich mich nach Ambergers Behausung, einer verschlagartigen Kammer in einem der baufälligen Holzhäuser, wie sie vereinzelt noch in unsern Außenquartieren stehen. Der Schmutz und die Verwahrlosung im Hause überraschte mich nicht; aber ich erschraß, als ich Ambergers Verschlag leer fand und man mir sagte, er sei noch nicht zurückgekehrt. Er war am Abend vorher um sechs Uhr entlassen worden: wo trieb er sich in dem kalten Schneewetter herum und warum suchte er nicht den schützenden Winkel auf, wenn das Obdach auch schlecht genug war? Es blieb mir nichts anderes übrig als den Rückweg anzutreten; aber eine böse Ahnung wurde so heftig in mir, daß ich auf der Polizeiwache vorsprach, um mich nach Ambergers Verbleib zu erkundigen. Hier konnte mir schon der ganze traurige Tatbestand vorgelegt werden. Ein Schuhmann hatte in der Morgenfrühe einen Menschen erfroren gefunden. Er lag unter einem Torbogen, halb vom Schnee zugedeckt, den der Wind hereingeweht hatte. Die Nachforschungen ergaben bereits, daß der Umgekommene am Abend vorher mit einigen andern Sträflingen aus der Haft entlassen worden war, daß er mit diesen eine Wirtschaft in der Nähe der Strafanstalt besuchte und, obwohl er nach der Aussage des Wirtes nur wenig zu sich genommen hatte, das Lokal in angetrunkenem Zustande und schwankend verließ, sodaß ihn schon auf der Schwelle der Stelzfuß, auf dem er zu

gehen genötigt war, nicht mehr trug und er zusammenstürzte. Seine Kameraden schleppten ihn dann fort; sie scheinen aber bald den Hilflosen seinem Schicksal überlassen zu haben.

Meine Freunde, dies alles wäre zu traurig, zu unerträglich, zu anklägerisch gegen jeden von uns, wenn nicht noch ein tröstlicher Eindruck das niederschmetternde Ereignis, das dieses Ende für uns Brüder des Verstorbenen bedeutet, gemildert hätte. Als ich den Dahingeshiedenen im Tode sah, lag eine ernste, schweigsame Ruhe auf seinem Gesicht. Die Willenskraft, mit der er lange für sein schlichtes Leben gekämpft hat, sprach jetzt wieder als klare, feste Männlichkeit aus seinen Zügen. Es war eines jener Gesichter, das im Sterben den Ausdruck unzerstörbaren Friedens annimmt.

Noch etwas, meine Freunde, sei mir erlaubt euch mitzuteilen. Ich habe gestern von einem Gemeindeglied, der Schrift nach einer Frau, einen Brief erhalten, in dem sie schreibt, sie habe in der Zeitung eine Notiz über einen Todesfall gelesen, die sie tief bewege. Da der Verstorbene seinem Wohnort nach zu meiner — und ihrer — Gemeinde gehöre und ich den Wochendienst hätte, so bitte sie mich, dem Toten, den sie nicht gekannt habe, dessen elendes Ende ihr aber ein persönlicher Schmerz sei, die mitgesandten Blumen in die Hände zu geben. Es war ein Strauß weißer Rosen beigelegt. Meine Lieben — der Prediger erhob jetzt abwehrend seine schmale Hand — tadelt diese Frau nicht! Auch das Sinnbild hat seine Wirklichkeit. Diese Ehrung ist nicht verloren.

Und nun, was bleibt uns zu tun, wo alles beendet ist? Wenn ein Tadel ausgesprochen werden soll, so trifft er uns selber. Dem Andenken unsres Bruders aber laßt uns jene Achtung und Liebe schenken, die wir seiner Person zu erweisen versäumten. Das Gedenken der Lebenden ist eine Kraft. Halten wir unsern Bruder in warmem, in ehrendem Erinnern, damit nicht auch seine Seele jener Einsamkeit ver falle, die wir seinem leiblichen Leben bereitet haben. Gott aber gebe ihm Frieden, und das ewige Licht leuchte ihm!

Und jetzt, meine Brüder“ — hier rich-

tete der Prediger seinen Kopf auf, sah mit starkem Blick weit über die Gemeinde hinaus und rief mit heller Stimme – „wendet euch dem Leben zu, dem Leben, das in dieser Stadt hinter euch arbeitet und leidet, wächst und gedeiht! Und höret, was euch die Stimme Gottes zuruft: „Gehet aus auf die Straßen und Gassen der Stadt und führet die Armen und Krüppel und Lahmen und Blinden herein! Gehet aus auf die Landstraßen und an die Zäune und nötiget sie hereinzukommen! Wenn ihr ein Mahl machet, so

ladet die Armen ein! So seid ihr selig; denn sie haben es euch nicht zu vergelten; es wird euch aber vergolten werden in der Auferstehung! Selig ist, der das Brot isset im Reiche Gottes!“

Der Prediger hatte laut und langsam gesprochen, jedes einzelne Wort betonend. Als er nun verstummte und von den kahlen Mauern der Kapelle ringsum ein Widerhall klang, da war es, als ob die Geister seiner Rede noch das Gebäude füllten und die plötzliche Stille mit ihrem Leben durchdrängen.

## Ich bin ...

Ich bin die Macht.  
 Mein diese ganze Welt,  
 Geld, Gut und was nur dein und auch du selbst.  
 Die Erde liegt von meinem Fuß zerstampft,  
 Und knechtisch neigt sich mir der Mannesmut,  
 Beugt seinen Rücken meinem harten Stab,  
 Blickt auf zu mir noch in des Sterbens Pein  
 Und rühmt von mir, den Leib zerstückt und lahm,  
 Mit lächelnd hellem Mund.

Und meine Diener sind voll Treu und Fleiß,  
 Sie wühlen tief in schwarzer feuchter Erde,  
 Sie töten hoch in hellen blauen Lüften,  
 Zerschmettern menschenlastbeladene Schiffe,  
 Daß ihre lebenswarne Ladung  
 Vergurgelt in den bitteren Wellen.

Aus roten Malen färbt sich weit das Land.  
 Und Wehruf klagt und vieles leises Weinen,  
 Der Wunden Flüstern und der Toten Schweigen.

\* \* \*

Ich bin der Krieg.  
 Ich spiele auf zum Tanz,  
 Und alle tanzen, wenn ich spiele.  
 Die ganze Menschheit eilt und drängt zum Tanz,  
 Der Wahn schleicht um, mit starrem Fingerknochen  
 Nach jeder Augenritze tückisch zielend,  
 Bis Dästerheiten darin nachten.  
 Es tanzt der Tod in tausend bunten Trachten,  
 Und mit im Reigen dreht der graue Haß,  
 Die Stirne überlebt vom giftigen Schweiß,  
 Den Angst ihm an die Brauen hat gemalt.

Trara trara – die blechern, die schmetternden Trompeten –  
 Der Hochmut!  
 Auf steilen Stelzestangen sein Gesinde,  
 Er selbst!  
 Stolzmaßig!